

Nähe und Ferne : Karl Jaspers gewidmet

Autor(en): **Miéville, Henri-L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie =
Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia =
Swiss journal of philosophy**

Band (Jahr): **10 (1950)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-883442>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nähe und Ferne
Von Henri-L. Miéville

Karl Jaspers gewidmet

Musik ertönt,
Es klingt in mir,
Es wogt der Wellenschlag der Töne,
Der spielend bald
Und bald erbrausend, Schwall auf Schwall,
Durch meine Tore strömt
Und mich erfüllt,
Und dunkles Sehnen flutend in mir stillt.
Nicht bin ich's mehr —
Bin eine Welt,
Mir selber fremd und fern geworden —
Und bin es doch,
Und fühle mich so nah,
So nah der Sonne meines ewgen Seins,
Im Tiefsten, Innersten,
Mit allen Wesen — Eins.

II.

O schöne, grauenhafte Welt,
Wie ferne bist du mir, wie fremd,
Wie kalt und schreckhaft glotzest du mich an,
Von toten und zerfetzten Menschen starrend,
Auf keinen Retter, keinen Löser deiner Bande harrend!
Wie bin ich denn in deinem Schoß geboren,
Wie hab ich mich in dich verloren,
Du Abgrund ohn' Erbarmen, aller Greuel voll?
Und doch, wie nah bist du mir wieder,
So nah, daß du mir dringst durch alle Poren

Und füllst mit deinen Kräften meine Glieder!
Mein Sinnen geht um dich,
Und wandert ein und aus durch deine Weiten,
Und nichts vermag es von dir abzuleiten.
Es schwelgt im Reichtum schöngestalter Form,
Es webt in Farben und in Tönen,
Es jauchzt frohlockend zu
Jedwedem tapfern Tun
Und will mit dir sich stets und stets versöhnen,
Du Quell und Born der Lebensäfte,
Du mütterliche Spenderin der Kräfte.

O Rätsel aller Rätsel, das ich dann auch nicht
Entziffern könnte,
Wenn ich dich göttlich nennte,
Und nicht, wenn ich vom All
Verwegen seinen Schöpfer trennte!
Nur liebend kann ich, voller Furcht und Staunen,
Mich ahnend nähern deinem strengen Weben,
Und finde so,
Mitwollend und mitschaffend, mich verwoben
In deinen Tiefen wieder,
Verwoben mit den tausend, tausend Fäden
Des Allgeschehens,
Und geläutert auch, gehoben
Aus dem Gemäuer engen Daseins in dem Hier und Jetzt,
Und muß ich auch als Mensch, als zeitgeborener vergehn,
Erlöst —
Durch jenes stille Schauen,
Durch jenes reine, weite Lieben —
Erlöst vom Weltengrauen.

III.

Du nennest mir den Geist und wolltest wissen,
Was Geist wohl sei, der schnell genannte
Und schwer begriffne, den kein rascher Blick ergründet.
Laß dir nur dieses sagen, bis wir tiefer dringen:
Nur durch des Geistes Wirken steht die Welt vor dir

In lebensreicher Füll' und farbigem Gewand;
Geist ist erfaßbar nur in seinem Blitzesleuchten
Am dunklen Himmel des von ihm erhellten Seins.
Der Geist in dir, nicht magst du trennen ihn
Vom hohen Weltengeist, des Sohn du bist...
Unsichtbar — sichtbar ist sein Weben und Vollenden,
Zwiespältig — doppelt sein Beginnen,
Des Lebens — und des Todesspenders.
Er ist und wirkt zugleich das Werden und Vergehn
Aus unerforschten Gründen,
Das ewig Neue, noch nicht Dagewesne,
Verschließend jedes Ding in eignes Sein,
Als wär dir's fremder noch als fremd der Pol dem
Ein Anderes, ganz Anderes als du, Gegenpol,
Ja feindliches, feindselges Gegenwollen —
Doch dringst du tiefer ein und immer tiefer,
Erahnest du, daß Geisteswalten
Allwieder ist, was dir das Ferne, das verschloßne Andre
Verbindend und versöhnend näher bringt,
Ein Streben, nach dem Einen stets gerichtet,
Dem Einenden, das über Klüften schwindlig tief
Die Brücken schlägt,
Und liebend, hoffend, helfend
Vom Andern zu dem Andern ohn' Ermüden sich bewegt.